

Wer hilft mir in meinem Wahn?

Der freie Patientenwille ist nicht alles. Manchmal hilft nur eine Zwangsbehandlung, etwa bei Schizophrenie. Odyssee eines Geisteskranken.

Die Krankheit entwickelte sich schleichend seit Anfang der neunziger Jahre. Die Gesichter auf der Straße belebten sich, die Menschen schienen über mich Bescheid zu wissen. Dann waren Mikrofone in meinem Psychotherapiezimmer. Am Ende waren sie auch in meiner Wohnung. Dann endlich, eines Nachts, kam der psychische Zusammenbruch. Das war 1994.

Die Behandlung in der örtlichen Klinik, in die mich ein Notarzt und die Polizei brachten, war brutal, eine Vergewaltigung. Kein Arzt klärte mich über meine Erkrankung und die Behandlung auf, kein einführendes Gespräch fand statt. Der behandelnde Chefarzt stürmte nach ein paar Tagen in mein Zimmer und drohte mit einem Gerichtsverfahren und meiner Entmündigung. Ein Mann vom Vormundschaftsgericht kam einige Tage später in die Klinik. Sein Argument: Vor Gericht hätte ich ohnehin kaum eine reale Chance, mir drohe eine längerfristige Entmündigung. Sollte ich „freiwillig“ den Behandlungsvertrag unterzeichnen, wäre der Schaden für mich geringer. So unterschrieb ich und verpflichtete mich auf mindestens sieben Wochen medikamentöser Behandlung in dieser Klinik.

Die Nebenwirkungen der Neuroleptika waren gewaltig: Gewichtszunahme, Augenakkommodationsstörungen, Sitzunruhe, Müdigkeit. Ich wurde zum haltlosen Raucher und konnte mir erst zehn Jahre später den Tabak wieder mühsam abgewöhnen. Ich bin ein mittelgroßer Mann und wog vor der Behandlung mit den Neuroleptika circa achtzig Kilo. Zwischenzeitlich habe ich mehr als 120 Kilo gewogen. Die Diagnose „paranoide Schizophrenie“ wurde mir nach der Behandlung in der Klinik per Post zugesandt, ohne weitere Erläuterung. Ich war damals 29 Jahre alt. Die Zwangsbehandlung war entwürdigend, körperlich und emotional schmerzhaft und unsinnig, ein schweres Trauma bis heute.

Dennoch muss ich im Nachhinein sagen: Diese Behandlung war notwendig. Wie sie durchgeführt wurde, von milden und wortlosen Psychiatern, autoritär und von oben herab, das war grausam. Doch dass sie notwendig war, daran besteht für mich kein Zweifel mehr. Denn die Diagnose „paranoide Schizophrenie“ war korrekt. Ungefähr ein Prozent der Bevölkerung weltweit erkrankt an Schizophrenie. Der häufigste Typus ist die paranoide Schizophrenie (ICD-10-GM: F 20.0), die mit Wahnvorstellungen, Störungen der Ich-Umwelt-Grenze und oft auch akustischen Halluzinationen (zum Beispiel befehlenden oder kommentierenden Stimmen) einhergeht. Mit dieser Krankheit kann ein Mensch nicht leben, das Leben wird zur Hölle und man selbst für seine Angehörigen und Freunde zu einer unerträglichen Belastung. So gravierend die Nebenwirkungen der Medikamente damals waren, so gravierend die Nebenwirkungen auch der moderneren „atypischen Neuroleptika“ immer noch sind (vor allem die Gewichtszunahme), so sind doch diese Medikamente im Vergleich zur Wahnwitzigkeit der Paranoia selbst ein Segen. Allerdings sind die Nebenwirkungen der Neuroleptika oft so schwer zu ertragen, dass viele Patienten die Dosis zu minimieren oder diese Medikamente gar ganz abzusetzen versuchen. Das ist nicht ohne Risiko, denn oft kommen Symptome wieder.

Ein sehr teurer Kur-Urlaub

Der Fortschritt im Bereich der Neuroleptika hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren langsam entwickelt. Ein durchschlagender Erfolg im Bereich der Schizophreniebehandlung war nicht zu vermelden. Auf welches Medikament ein Patient am besten anspricht, ist immer zufällig und nicht berechenbar. Die Verabreichung von Neuroleptika bleibt eine Lotterrie; viele müssen vieles ausprobieren, bis sie das richtige finden.

Den schwersten Rückfall erlitt ich 2010. Schon seit 2007 hatte sich die Paranoia bei mir schleichend zurückgemeldet und schob sich immer weiter in den Vordergrund. Ende 2010 manifestierte sie sich offen, und in meinem Wahn war ich nicht bereit, mich mit den notwendigen höheren Dosen von Neuroleptika behandeln zu lassen. Ich wurde damals in eine andere Klinik eingewiesen, doch die Behandlung durch den dortigen Chefarzt war zögerlich und letztlich erfolglos. 2012 kam ich ein zweites Mal in dieselbe Klinik, diesmal unternahm der Chefarzt noch weniger. Ich verbrachte mehr als fünf Monate einen für meine Krankenkasse teuren Kur-Urlaub in einer psychiatrischen Klinik, ohne die notwendigen höheren Dosen von Neuroleptika zu erhalten. Meine Eltern waren mit dem

Chefarzt in Kontakt, deshalb weiß ich heute, was damals das Problem war: Die Rechtssprechung in Deutschland zur Zwangsbehandlung psychiatrischer Patienten hatte sich geändert.

Einer Zwangsbehandlung sind 2011 in Deutschland seitens des Bundesverfassungsgerichts und 2012 auch seitens des Bundesgerichtshofs hohe Hürden gesetzt worden. Fälle wie Gustl Mollath, der offensichtlich zu Unrecht jahrelang in einer geschlossenen psychiatrischen Abteilung einsaß, haben die Öffentlichkeit erschreckt und wohl auch viele Richter alarmiert. Der Chefarzt konnte in meinem Fall von 2012 also nicht mit richterlicher Rückendeckung vorgehen, ich selbst war von einer Krankheitseinsicht weit entfernt. So unterblieb bei mir die Verabreichung höherer Neuroleptika-Dosen.

Im Winter 2011/2012 hatte ich in meinem Wahn eine zehntägige Irrfahrt durch Europa und nach New York hingelegt. Im Winter 2013/2014 sollte es noch dicker kommen: Diesmal flog ich nach San Francisco und blieb für mehr als drei Monate in Amerika. Meine Eltern und mein Bruder mussten mir das Geld hinterherüberweisen, um Schlimmeres zu verhindern, und ich irrte von San Francisco aus in Greyhoundbussen kreuz und quer durchs Land, bis ich schließlich über Kanada und Japan wieder in London landete. Danach fuhr ich in Europa hin und her, bis ich mich im Frühsommer 2014 aus Verzweiflung in einer spanischen Provinzstadt selbst in eine psychiatrische Klinik einwies, erschöpft von den Symptomen meines Wahns und der monatelangen Flucht.

Zwanghaft beendeter Spuk

Dort endlich geschah das Notwendige: Der leitende Psychiater, ein netter und verständiger Oberarzt, redete mit mir und verschaffte sich von einem örtlichen Richter (der auch in der Klinik erschien und ein Gespräch im Beisein dieses Psychiaters mit mir führte) eine Verfügung. Dieser spanische Oberarzt teilte mir in mitfühlenden Worten mit, dass er mich mit dieser schweren Krankheit nicht weiterziehen lassen wolle und könne. Ohne Brutalität, sondern auf freundliche Weise stellte er mich mit Verweis auf die richterliche Verfügung vor die Alternative einer längerfristigen Behandlung in einer örtlichen Klinik oder der Einnahme des oben genannten Depotmedikaments. Ich entschied mich für das Depotmedikament, und schon eine Woche nach dessen Einnahme war der paranoide Spuk vorbei, und ich erkannte, dass ich fast vier Jahre lang das Opfer meiner trügerischen und tückischen Erkrankung namens „paranoide Schizophrenie“ gewesen war.

Auf meiner Flucht nach Amerika gab es gefährliche Situationen. Manchmal hatte ich nicht genug Geld, also irrte ich nachts durch New York, anderswo übernachtete ich in irgendwelchen Vorgärten. Hätte die Polizei mich aufgegriffen, wäre ich in einer der harten und sicher alles andere als lustigen amerikanischen psychiatrischen Kliniken gelandet. Wer hätte dann für die Behandlung bezahlt?

Zweimal stand ich an der mexikanischen Grenze und dachte über einen Grenzübergang nach. Gott sei Dank tat ich es nicht. In Mexiko herrscht ein Drogenkrieg zwischen mörderischen Kartellen. Ein psychisch kranker, verwirrter Tourist, der im dortigen Grenzgebiet herumirrt, mit nur ein paar Dollar in der Tasche, hätte tot enden können; zumindest wäre ich wohl bald ausgeraubt worden.

Meine Eltern und mein Bruder waren in diesen fast vier Jahren oft der Verzweiflung nahe. Meine Flucht durch die Vereinigten Staaten, Kanada und Japan raubte ihnen für mehr als drei Monate jede Ruhe und jeden Schlaf. Und alles nur, weil in meiner deutschen Heimatstadt den Psychiatern die Hände in meinem Fall gebunden waren und sie sich nicht trautes, mir gegen meinen Willen und ohne richterliche Rückendeckung die notwendigen höheren Dosen von Neuroleptika zu verabreichen.

Deutsche Richter räumen derzeit dem freien Willen der Patienten sehr große Bedeutung ein und haben vor eine psychiatrische Zwangsbehandlung sehr hohe Hürden gesetzt. Nicht bedacht haben diese Richter vielleicht, dass ein Paranoiker keinen freien Willen hat, sondern im Banne seiner Erkrankung steht, die ihn daran hindert, die Realität zu erkennen. Ein Paranoiker nimmt die Wirklichkeit nur verzerrt wahr, und sein Denken und Fühlen werden von Verfolgungswahn beherrscht.

Zu den Rechten der Patienten sollte eigentlich auch das Recht gehören, durch die zuständigen Richter und Psychiater von den Symptomen einer tückischen Geisteskrankheit wie der paranoiden Schizophrenie befreit zu werden. Eine Zwangsbehandlung kann für einen Paranoiker, der im Gefängnis seines Wahns lebt, ein Segen sein, wenn sie mit Einfühlungsvermögen und Respekt angeordnet wird – so, wie ich es im Frühsommer 2014 in jener spanischen Provinzklinik erlebt habe. Gut war auch, dass meine Familie in die dortige Behandlung stets miteinbezogen wurde. Dem spanischen Oberarzt, der mich auf so kluge und umsichtige Weise von meinem Wahn befreite, bin ich sehr dankbar, und ich stehe noch jetzt mit ihm in regelmäßigem E-Mail-Kontakt.

Der Autor möchte anonym bleiben, sein Name ist der Redaktion bekannt.

Feuilleton



So schön bunt nur im Kino: Ruby O. Fee und Merlin Rose in Andreas Dresens Romanverfilmung „Als wir träumten“

Foto dpa

Die Kraft des Diskothekenbetriebs

Endstation Sehnsuchtsblick: Andreas Dresen verfilmt Clemens Meyers Roman

Es gibt eine Szene in Andreas Dresens Wettbewerbsbeitrag „Als wir träumten“, die man nie mehr vergisst. Nicht weil die illegale Diskothek in einem abgewrackten Industrieareal von Leipzig so großartig in Szene gesetzt wird; auch nicht, weil hier Dresens junge Darsteller eine geradezu unheimliche Intensität der Blicke und Gestik entfalten; und gleichfalls nicht, weil hier ein stillgestelltes Moment intensivster Konfrontation in einem sonst auf größtes Tempo hin inszenierten Film erreicht ist – sondern weil sich plötzlich Bild, Handlung und Tonspur wechselseitig zu widersprechen scheinen. Immer noch blitzt das Stroboskop der Diskothek, obwohl die Musik längst schweigt, und so werden die nun unbewegten Akteure, die eben noch tanzten, im Sekundentakt aus dem Dunkel ins gleißende Licht und wieder zurück gerissen. Aktion ohne jede Reaktion. Und da diese Szene dauert, sehr lange sogar, wird irgendwann das einzige Geräusch, das ihr unterliegt, unerträglich: ein metallisches Klackern. Der Klang des nimmermüden Stroboskops.

So etwas hat man noch nie gehört. Und auch noch nie gesehen. Und da auf der Leinwand kein Wort fällt, das die resultierende Beklemmung aufheben oder von ihr ablenken könnte, werden auch die nichtdeutschsprachigen Zuschauer in der gestrigen Berlinale-Wettbewerbspremiere von Dresens Film sie nie wieder vergessen.

Man hat so etwas auch noch nie gelesen, obwohl „Als wir träumten“ die Verfilmung des gleichnamigen Romans von Clemens Meyer aus dem Jahr 2006 ist. Zwar kommt der Streit zwischen den Betreibern der illegalen Diskothek und einer Gruppe Skinheads auch im Buch vor; doch dort ist er kein zentrales Element, weil Meyer sich auf die verbindende Kraft des Diskothekenbetriebs für seine fünf jungen Helden konzentriert. Zwar erzählt der Roman auch vom Scheitern dieses Projekts, aber er tut es poetologisch notwendig als gleichsam immer schon vorausgesetztes Ende jener Zeit, in der die Protagonisten träumten. Dresen dagegen will uns mit der Entwicklung der Handlung überraschen, und weiß Gott, das gelingt ihm. Dazu mussten er und sein Drehbuchautor, der mittlerweile dreißigjährige Defa-Veteran Wolfgang Kohlhaase (es ist bereits die dritte

gemeinsame Produktion der beiden nach „Sommer vorm Balkon“ und „Whisky mit Wodka“), sich von Meyers „Als wir träumten“ gar nicht lösen. Man kann sich kaum eine textgetreuere Kinoadaptation dieses Romans vorstellen, was der Film auch gleich zu Beginn klar macht, wenn die Off-Erzählstimme von Daniel Lenz (genannt „Dani“) in einer spät im Film noch einmal wortwörtlich wiederholten Formulierung aus dem ersten Kapitel des Buchs sagt: „Es gibt keine Nacht, in der ich nicht von allem träume, und ständig tanzen die Erinnerungen.“ Aber das Erinnerungskaleidoskop, das hier angesprochen ist, wird im Film anders begriffen als in der



Vorlage. Meyers Kunst liegt im ständigen Wechsel der Zeitebenen, bis hin zu unmittelbaren Übergängen von einer in die andere im selben Abschnitt. Das kann ein Film nicht leisten, gerade weil der Schnitt es scheinbar so einfach machte. Doch ein Schnitt bleibt immer sichtbar, während man von Meyers Text auf eine Weise in die Irre geführt wird, was dem labyrinthischen Leipzig der unmittelbaren Nachwendzeit, von dem er erzählt, genau entspricht: Als Leser sind wir genauso getrieben und verloren wie die Protagonisten.

Darauf haben Dresen und Kohlhaase verzichtet. Ihr Film ist übersichtlich, weil er mit Ausnahme der Rahmenhandlung und von in regelmäßigen Abständen eingeschobenen Reminiszenzen an die DDR-Schulzeit der fünf Jungen streng chronologisch erzählt. Dadurch greift jedoch wieder das narrative Prinzip der Überraschung, das Meyer konsequent ausgeschaltet hat, indem er auf jeder Zeitebene immer auch die Reflexion über das Geschehen aus späterer Sicht miteinbezieht. Deshalb bricht sein Erzählen am Schluss auch in einem Moment der Hoffnung ab, ohne damit ein Happy End zu bieten, während Dresens Film eine ganz andere Situation als Finale wählt. Meyers Verfahren ist literarisch schlüssig, Dresens ist

es filmisch. Jede Romanverfilmung bringt das Drama mit sich, den Figuren, die unsere Phantasie bevölkert haben, konkrete Gesichter zu verleihen. Angesichts dessen, dass es in der jüngeren deutschen Literatur kein mit Meyers Roman vergleichbares Werk gibt (außer seinem eigenen „Im Stein“), ist es nur konsequent, dass Dresen in den Hauptrollen zum Großteil unbekannt junge Schauspieler besetzt hat.

Noch am markantesten bereits ins Gedächtnis des Publikums eingegraben sein dürfte Joel Basman, der Danis ältesten Freund Mark verkörpert – gerade erst hat er in Burhan Qurbanis „Wir sind jung, wir sind stark“ eine sehr ähnliche Rolle gespielt, und der Vergleich dieser beiden zur selben Zeit in Ostdeutschland angesiedelten Filme ist faszinierend. „Als wir träumten“ gewinnt ihn gleichwohl deutlich, denn hier ist das bessere Ensemble am Werk: Merlin Rose als sensibler Dani, Julius Nitschhoff als ungebärdiger Boxer Rico, Marcel Heuperman als grobschlächtiger Pitbull und Frederic Haselton als bebrillter Paul spielen wie um ihr Leben – so eben, wie Meyers Figuren sind.

In Paul, der zwei Figuren des Romans in sich vereint, haben Kohlhaase und Dresen ein Abbild Clemens Meyers geschaffen (auch wenn der Autor selbst einen Cameoauftritt als Polizist absolviert). Allerdings ist es Dani, der im Zentrum des Ganzen steht, und er ist auch die einzige komplexe Figur. Wenn er in der meisterhaften Inszenierung der besten Romane seine Freunde Mark und Rico aus Feigheit verrät, gelingt es Dresen und seinem Kameramann Michael Hammon, Danis eigene Verzweiflung darüber deutlich zu machen. Auch so etwas hat man im deutschen Kino lange nicht mehr gesehen – genauer gesagt, nicht mehr seit Fatih Akins „Gegen die Wand“, dem Dresens Film ästhetisch einiges verdankt. Aber Sehnsuchtsblicke wie die von Dani auf das von ihm vergötterte Sternchen (Ruby O. Fee) kann überhaupt niemand so gut in ein Drehbuch schreiben wie Wolfgang Kohlhaase.

„Als wir träumten“ würde jedes Festival der Welt zieren. Weil es sich um Weltklassekino handelt. Am 26. Februar kommt der Film dann in die regulären Kinos. ANDREAS PLATTHAUS

Waterloo

Der hundertjährige Kleinkrieg zwischen England und Frankreich geht weiter. „Für England ist 2015 ein gutes Jahr des Erinnerns, aber für Frankreich ist es ein tückisches“, frotzelt die „Times“. „An Azincourt erinnern wir uns gern“: 1415 besiegten die Engländer in deutlicher Unterzahl die Truppen der französischen Monarchie. Doch damit war der Hundertjährige Krieg bekanntlich nicht zu Ende. „Wir Briten sind selektiv“ im Umgang mit unseren Schlachten, bekennt ihre Traditionszeitung. Sie verstünden es, Niederlagen in „moralische Siege“ umzuwandeln. Oder zu vergessen. „Die Franzosen aber können nicht so tun, als habe es Waterloo nicht gegeben“, spottet die „Times“: „Wie geht man mit einer Niederlage um, die von einer schwedischen Pop-Gruppe zum Welt-Hit gemacht wurde?“ Sie wird nachgespielt. Am historischen Schauplatz, 200 Jahre danach, Ende Juni. Zwei Tage dauert das Spektakel, mit Napoleons Angriff beginnt sie. „Napoleon machte es wohl besser, als wir alle dachten“, legt die „Times“ nach und bemüht zum Vergleich den Fußball: Die Franzosen scheinen sich als „Sieger bei Halbzeit“ inszenieren zu wollen. Dummerweise vergisst das Weltblatt, dass die Franzosen zwar tatsächlich keine Metro-Station mit diesem Namen führen, aber mit Waterloo keinerlei Probleme haben. Sie haben Napoleon ein ehrendes Andenken bewahrt; das Nachspielen seiner Schlachten gehört zum Nostalgie-Kult. Waterloo mag in vielen Sprachen als Symbol für das schlimmste Debakel einer Armee und als Synonym der Niederlage gebraucht werden. Die Franzosen aber haben dafür einen anderen Begriff – jenen der Beresina. Er wird im Alltag als Metapher gebraucht und geht auf den ungeordneten Rückzug am Ende des Russland-Feldzugs zurück. Nach einer Schlacht, die eigentlich ein Sieg Napoleons war, jedenfalls ein strategischer Geniestreich. Ja, auch die Franzosen sind Weltmeister des selektiven Erinnerns. Aber die Engländer ausnahmsweise die schlechteren Sieger. Sie weigern sich, Paris für eine Velázquez-Ausstellung den „Wasserträger von Sevilla“ zu leihen. Zu den Feierlichkeiten müsse das Werk im Haus des Siegers über Napoleon bleiben, im Wellington-Museum, wo es den Anfang vom Ende der französischen Herrschaft in Europa ankündigt. Mit einem Papst-Porträt des spanischen Meisters sind sie weniger zimperlich: Es darf nach St. Petersburg. 1815 war Russland mit England verbündet. J.A.

Morgen in Natur und Wissenschaft

Interview zur Gentechnik: Vom Triumph der grünen Dogmatiker

Geisteswissenschaften: Klänge in der empirischen Ästhetik

Herzbruch

Sam Smith gewinnt vier Grammys dank Liebesleid

Bei den wichtigsten amerikanischen Musikpreisen hat in diesem Jahr ein Brite reüssiert: Sam Smith wurde als bester neuer Künstler, seine Platte „In the Lonely Hour“ als bestes Pop-Album und seine Ballade „Stay With Me“ als bester Song und beste Aufnahme ausgezeichnet. Erst kurz zuvor hatte der Brit sich mit Tom Petty außergerichtlich geeinigt, der verblüffende Parallelen zu seinem eigenen Stück „I Won't Back Down“ erkannt haben will. Sam Smith erklärte, Pettys Lied nicht zu kennen, nahm ihn jedoch in die Liste der Songschreiber auf. Die Grammy-Verleihung verdrab ihm diese Debatte jedenfalls nicht: „Das ist der beste Abend meines Lebens“, jubelte Smith, als er zum dritten Mal auf die Bühne geholt wurde. Beim vierten würdigte er den Mann, dem er dies alles zu verdanken hat: „In the Lonely Hour“ ist ein Album über eine schmerzhaft, unerwiderte Liebe. Ein Konzept, das bereits Adele mit „21“ zu Weltruhm verhalf. „Ich möchte mich bei ihm dafür bedanken, dass er im vergangenen Jahr mein Herz gebrochen hat“, sagte der offensichtlich in zwischen guterholte Sam Smith. „Das hat mir jetzt vier Grammys eingebracht.“

Das Comeback des Abends gelang Beck Hansen, der zwanzig Jahre nach seinem Hit „Loser“ die Auszeichnung des besten Albums für „Morning Phase“ mitnehmen durfte. Jeweils drei Grammys erhielten Beyoncé Knowles und Pharrell Williams, der unter anderem für sein Vierundzwanzig-Stunden-Musikvideo zu „Happy“ ausgezeichnet wurde. Im Showprogramm fielen vor allem der Auftritt von Madonna mit als Dämonen verkleideten Tänzern sowie die Duette von Annie Lennox mit dem irischen Folkrocker Hozier und Lady Gaga mit Tony Bennett auf. Deren gemeinsames Album „Cheek To Cheek“ gewann außerdem den Grammy in der Kategorie „Bestes Gesangsalbum – Traditioneller Pop“. bähr